



Matthias Franz / André Karger (Hg.)

MÄNNER MACHT THERAPIE

V&R



Matthias Franz/André Karger (Hg.)

MÄNNER MACHT THERAPIE

Vandenhoeck & Ruprecht

Mit 1 Abbildung und 2 Tabellen

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <https://dnb.de> abrufbar.

© 2020, Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG,
Theaterstraße 13, D-37073 Göttingen
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich
geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen
bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Umschlagabbildung: © Sibylle Pietrek

Satz: SchwabScantechnik, Göttingen

Vandenhoeck & Ruprecht Verlage | www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com

ISBN 978-3-647-45383-5

Inhalt

Vorwort der Herausgeber	7
<i>Hans-Geert Metzger</i>	
Konflikte der Väter zwischen Autorität und dem Wunsch nach Partnerschaft	15
Dimensionen der Vaterschaft	
<i>Peter Zimmermann</i>	
Bindung bei Jungen	35
Gibt es Geschlechtsunterschiede bei den Bindungsmustern, ihren Ursachen und ihren Konsequenzen?	
<i>Christiane Bakhit</i>	
»Mann, wohin gehst du?«	49
Über divergierende Männlichkeitsbilder in adoleszenten Subkulturen in einer flüchtigen Zeit – gruppenanalytische Perspektiven	
<i>Michael Günter</i>	
Macht und Ohnmacht, Sexualität und Gewalt	65
Angstabwehr und Beziehungswünsche in der männlichen adoleszenten Entwicklung	
<i>Inge Seiffge-Krenke</i>	
Psychotherapie für Jungen und Männer – was muss sich ändern?	77
<i>Norbert Hartkamp</i>	
Therapie mit Männern: Gegenwart und Wirklichkeit	99
Konzeptuelle Reflexionen und Erfahrungen aus der Praxis	

Dietmar Fleischer

Männer und Väter in der Rheinischen Kirche!

Kommen sie vor? 111

Rolf Pohl

Die Pick-Up-Artists – über das Innenleben professioneller

Frauenaufreißer 123

Gunter Neubauer

Muskelmännlichkeit – »archaische« Körperbilder und

Körpermodifikationen von Jungen und jungen Männern . . . 143

Rolf Frankenberger

Gegenbewegungen – rechtspopulistische Weltenentwürfe

wider die offene Gesellschaft 161

Beate West-Leuer

Der amerikanische Adam 181

Ein Versuch, das Phänomen »Trump« im Lichte

US-amerikanischer Mythologie zu verstehen

Heinz Bude

Gute Männlichkeit im Wandel der Geschlechtsrolle 199

Die Autorinnen und Autoren 211

Vorwort der Herausgeber

Das Thema dieses Bandes ist doppeldeutig und erschließt sich vielleicht erst auf den zweiten Blick. Wir fragen nach den Hintergründen der unübersehbaren Retraditionalisierung von Macht und Männlichkeit. Welche Kontroversen, Konflikte, Tabus, welche individuellen und kollektiven Ängste bedingen diesen Prozess, der nicht nur den politischen Raum bestimmt, sondern auch bis in unsere psychotherapeutischen Behandlungen hineinreicht?

Angesichts zunehmend komplexerer und unabsehbarer Bedrohungsszenarien nehmen bei vielen Menschen Ängste vor dem Unvertrauten und diffuse Sorgen um den Verlust eigener Sicherheit zu.

Wir alle erleben eine zunehmende Fragmentierung familialer und sozialer Verbindlichkeit. Ein entgrenzter Verwertungskapitalismus und die extreme, ja unethische Ungleichverteilung seiner Kapitalströme stellen ökologische, familiäre und sinnstiftende Lebensgrundlagen in Frage. In Zeiten wachsender Beunruhigung und struktureller Umbrüche, in Zeiten, in denen große gesellschaftliche Gruppen Unsicherheit durch Globalisierung, Armut, Ausgrenzung, Migration von außen und soziale Segregation von innen zu ertragen haben, werden in der Auseinandersetzung mit diesen Prozessen auch unverarbeitete Ängste hoch bedeutsam, die aus kindlichen Trennungserfahrungen resultieren.

Globale Großlagen wie der schon spürbare Klimawandel, die wachsende Umweltzerstörung, die Digitalisierung der Arbeitswelt oder die unkalkulierbaren Risiken einer eskalierten Kommerzialisierung aller Lebensbezüge befördern individuelle und kollektive Ängste. Zudem: Die sakrosankte Dreifaltigkeit, die im Nachkriegsdeutschland männliche Identität und das betäubte Weitermachen ermöglichte, ist perdu, in der Krise oder korrumpiert: die D-Mark, der Fußball und nun auch noch das Auto.

Kommen angesichts dieser Entwicklungen kindlich erfahrene Verunsicherungen und Verletzungen oder frühe Ängste vor erneuter hilfloser Abhängigkeit ins Schwingen, erschwert der angststarre Blick zurück die Sicht nach vorn. Dann kann sich das Realitätserleben ganzer Bevölkerungsgruppen von den Fakten entfernen. Auch ihr Verhalten kann durch eine wiederbelebte paranoid entdifferenzierte Wahrnehmung und Gefühlswelt beeinflusst werden. Verschwörungstheorien haben dann Konjunktur. Und wenn Bedrohungen zu sehr spürbar werden, wollen auch die medial verabreichten Tranquilantien nicht mehr so recht beruhigen. Es macht Mühe, bei den verstörenden Fakten zu bleiben und klar zu denken, wenn Fake News latente Ängste weiter eskalieren.

In diesem Zusammenhang ist es psychologisch und politisch bedeutsam, dass die Mehrheit der erwachsenen Bevölkerung nicht über ein sicheres Bindungsmuster verfügt und möglicherweise deshalb sehr intensiv und mit hoher Angstbereitschaft auf äußere Problemlagen reagiert, eben weil diese emotional auch an kindheitlich erlittene Nöte erinnern.

Aus diesen vielfältigen Verunsicherungen aktualisieren sich Ängste vor einem Verlust von Selbstwert, Selbstbestimmung, Halt und Identität. Es entsteht ein gesellschaftliches Klima, das von vielen Menschen als diffuse Bedrohung wahrgenommen wird und dann zu unterschiedlichen Reaktionsbildungen führt. Das Gemeinsame zerfällt erst langsam und dann immer schneller wieder in Gut und Böse, in Gutmenschen und Wutbürger, in »wir« und »die«; und es finden sich zuverlässig starke Männer, die die vollständige Auflösung des Vertrauten verhindern sollen.

Die Psychoanalyse beschreibt die dichotome Entdifferenzierung der Wahrnehmungsorganisation, die damit einhergehende wachsende affektgesteuerte Impulsivität und die Delegation der Aggression an ein idealisiertes Objekt als psychisches Abwehrmanöver, als Spaltung der Welt in gut-ich und böse-fremd, die dem psychischen Überleben des kindlichen Selbst in der eigenen Gruppe angesichts als unübersehbar erlebter Gefahren dienen soll.

Sogar das in der Öffentlichkeit als Beziehungshormon gefeierte Oxytocin zeigt unter solchen Bedingungen seine Schattenseite. Zwar fördert es Vertrauen und altruistische Kooperation innerhalb der

eigenen Gruppe. Nach außen hin sorgt es aber für Abgrenzung und Aggression. Unter Druck phantasiert und handelt unsere im Zweifelsfall leider nur selektiv altruistische Spezies immer noch sehr leicht entlang der Dimensionen gruppaler Identität, Territorialität und patriarchalischer Machtpraxis.

Donald Trumps »America first« oder Boris Johnsons »take back control« sind Parolen, in denen diese Mechanismen propagandistisch manipulativ verdichtet werden. Und auch hinter dem Ruf »Merkel muss weg« verbirgt sich nicht nur sachliche Kritik an der zuweilen schwer erkennbaren Regierungsarbeit, sondern wohl auch die Rettungsphantasie vom starken Mann, die vor dem Wiedererleben der auf das Bild einer in der Not emotional abwesenden, unempathischen »Mutti« bezogenen kindlichen Refusionsängste schützen soll.

Diese Wiederbelebung autoritärer und zuweilen auch objektiv gefährlicher Aspekte von Männlichkeit in der Politik, die projektive Delegation und Aneignung von Macht und die an die führenden Protagonisten delegierte Abwehr kollektiver Ängste und kindlicher Verletzungen finden ihre Entsprechung in einer wachsenden sich – in Teilen durchaus auch nachvollziehbar – belogen, betrogen und bedroht fühlenden, tatsächlich auch weniger gebildeten und marginalisierten männlichen, nach rechts tendierenden Bevölkerungsgruppe.

Es entwickeln sich derzeit aber auch außerhalb der Politik weitere Erscheinungsformen archaischer Männlichkeit, beispielsweise in der Jugendkultur. Jungen wachsen heute häufig ohne verlässliches, väterlich vermitteltes männliches Rollenmodell auf, suchen oft verzweifelt nach Identifikationsmöglichkeiten, organisieren sich in hypermaskulinen Peergroups oder fahren ihre Schulkarriere mittels Ego-Shootern an die Wand. Es fehlen die Väter und es fehlt die Wertschätzung für rough and tumble play, es fehlen Räume, in denen Jungen rangeln und Jungen sein dürfen, wenn sie es wollen. Walter Hollstein schrieb dazu in der Basler Zeitung: »Wenn ein konkretes, also erfahrbares Wissen über Männlichkeit fehlt, suchen es Jungen in der Adoleszenz zumeist in physischen Auseinandersetzungen. Auch Gewalt ›erwachsener‹ Männer wird so beschrieben, dass sich Männer in der Auseinandersetzung mit Frauen als ohnmächtig empfin-

den und dies bei ihnen ein Gefühl von Erstarrung auslöst. Gewalt wird dann als letztes Mittel erlebt, um sich wieder zu spüren.«

So gesehen werden manche Reservate archaischer Männlichkeit in der Jugendkultur etwas verständlicher – beispielsweise im Bereich gewalttätig agierender Peergroups und Fußballfans. Und in der Tat könnte man den Fußballkult als säkular polytheistische Männerreligion ansehen, in der primär männlich verstandene Attribute – wie gemeinsamer Jagdeifer, Konkurrenz, Kampfbereitschaft, Kraft, regulierte Gewalt und aggressive Körperlichkeit – in riesigen Sakralgebäuden verhandelt und verehrt werden. Tragischerweise fanden sich die Anhänger des zweifellos männlichen Fußballgottes nach dem schmachvoll frühen Ausscheiden der deutschen Nationalmannschaft bei der letzten Weltmeisterschaft 2018 in lähmender Bedeutungslosigkeit ihrer Idole beraubt.

Aber auch in anderen Bereichen der männlichen Jugendkultur scheint sich eine Wiederkehr des Verdrängten abzuzeichnen. Da wäre beispielsweise die Idolisierung des Macho in der Rapperszene und im Hiphop. Scheinbar testosterongetränkte Akteure geben die ganz bösen Jungs und spielen lustvoll und dabei kommerziell höchst erfolgreich mit jeglichen Tabus und allem, was Feministinnen je an Männern kritisiert haben: mit Gewalt, Vergewaltigung, Waffen, Auschwitz, Drogen, Prunk, PS und Protz und natürlich frauenverachtender Dominanz nach der Devise: find them, fool them and forget them. Wie groß muss das männliche Identitätsvakuum sein, wenn derartige Überdosen nötig sind, es zu füllen?

Angesichts dessen und #MeToo schämt man sich vielleicht anständigerweise fremd und staunt über dieses Wiedererstarben überwunden geglaubter dystopischer Männlichkeit. Die Beiträge dieses Buches erkunden die Hintergründe, die dazu beitragen, dass es vielen verunsicherten und entwerteten Männern wieder attraktiver erscheint, sich überkompensierend zu ermannen oder sich in projektiver Idealisierung autokratischer Verführer auf destruktive Scheinlösungen einzulassen, anstatt sich den Fakten zu stellen und ihre emotionalen Verwundungen wahrzunehmen.

Einleitend beschäftigen sich vier Beiträge mit psychoanalytischen und bindungswissenschaftlichen Betrachtungen zu Entwicklungsfragen.

Hans-Geert Metzger beschreibt aus psychoanalytischer Sicht angesichts der kulturellen Delegitimierungskrise autoritär-patriarchalischer Männlichkeit und der Dysfunktionalität kompensatorischer narzisstischer Machtphantasien die zentrale Bedeutung des Vaters und der durch ihn vermittelten ödipalen Strukturen und liebevollen Begrenzungen für die psychosexuelle Entwicklung des Jungen. In Bezug auf männliche Identität und Vaterschaft ist für Metzger insbesondere der Umgang mit Aggressivität und die Integration von Omnipotenzphantasien von Bedeutung. Anhand von klinischen Fallbeispielen erläutert er drei dysfunktionale Reaktionsbildungen neurotischer Männlichkeit: die destruktive Aggressivität, den defensiven Rückzug und den phallischen Narzissmus, die er von einem reifen Umgang mit väterlicher Autorität abgrenzt: »Weder das Beharren auf autoritärer Macht noch das ängstliche Zurückweichen vor dem Konflikt sind kreative Lösungen.«

Peter Zimmermann geht in einem bindungswissenschaftlichen Beitrag der Frage nach, ob bestehende Geschlechtsunterschiede Erwachsener in der Emotionsregulation und im Hilfe-Suchverhalten – im Sinne eines eher männlichen Stereotypen zuzuordnenden problemfokussierten, emotionsferneren Stils – mit der Qualität oder Häufigkeit der Bindungsmuster in Kindheit, Jugend und im Erwachsenenalter assoziiert sein könnten. Hierbei geht der Autor auch auf unterschiedliche Qualitäten, Tendenzen und Auswirkungen väterlichen und mütterlichen Bindungsverhaltens ein.

Christiane Bakhit arbeitet in ihrem Beitrag die positive Bedeutung der adoleszenten Subkulturen (Hiphop, Fußball usw.) mit den dazugehörigen Gruppenprozessen für psychische Transformationsprozesse heraus. Diese Subgruppen mit ihren autoritären und symbolisch eindeutigen homogenen Strukturen helfen Jugendlichen, ihre Erfahrungen von Hilflosigkeit und Ohnmacht zu kompensieren. In solchen Gruppen gibt es neben dem ausschließenden Miteinander aber immer auch Raum für Auseinandersetzungen zwischen den Gruppenmitgliedern, die die homogenen Gruppenstrukturen differenzieren und zu eigenen flexibleren männlichen Identitätsbildern führen können. Die transformatorischen Identitätsprozesse, die in solchen adoleszenten Subkulturen stattfinden, werden bisher zu wenig beachtet.

Auch *Michael Günter* zeigt, wie bedeutend Peergroups für die männliche adoleszente Identitätsentwicklung sind, da sie in der Ablösung von den Eltern die Auseinandersetzung mit Sexualität und Gewalt, mit Dominanz und Unterwerfung ermöglichen.

Daran schließen sich drei Kapitel an, in denen es um Psychotherapie und Männerarbeit geht.

Inge Seiffge-Krenke setzt aus psychoanalytischer Sicht den Fokus auf die besonderen Bedürfnisse von Jungen, Männern und Vätern bei der Suche nach, bei der Anbahnung und der Durchführung von Psychotherapie und Beratung. Die Autorin konstatiert ein immer noch gering ausgeprägtes Bewusstsein für die spezifischen Sorgen und Ängste männlicher Patienten mit psychischen Erkrankungen vor therapeutischer Abhängigkeit. Auch seien die besonderen Übertragungs- und Gegenübertragungskonstellationen zu wenig beachtet worden. In ihrem Beitrag zeigt die Autorin hierzu Perspektiven auf und legt dar, was sich ihrer Meinung nach ändern muss, damit die Bedürfnisse von Jungen und Männern in einer stark weiblich dominierten Psychotherapeutenzene angemessener berücksichtigt werden können.

Norbert Hartkamp fordert in seinem Beitrag für die Psychotherapie mit Männern einen positiven, das Männliche wertschätzenden Ansatz. Es geht ihm darum, Männern in einer modifizierten, tiefenpsychologisch fundierten Psychotherapie zu helfen, die funktionalen Ressourcen, die gesunden und konstruktiven Aspekte von Männlichkeit zu entdecken und anzunehmen. Anhand von klinischen Fallbeispielen gibt er einen sehr persönlichen Einblick in seine therapeutische Arbeit, die sich durch spielerische Empathie und persönliche Authentizität in der therapeutischen Begegnung auszeichnet. Der verbreiteten defizitären Sicht auf Männer setzt der Autor eine positive Perspektive entgegen: Männlicher Mut, die Bereitschaft, Risiken einzugehen, die Gruppenorientierung von Männern und Jungen, ihr Teamgeist, ihre Bereitschaft, uneigennützig Aufgaben in der Gemeinschaft zu übernehmen, als Feuerwehrleute oder Ehrenamtler in verschiedensten Bereichen, die männliche Fähigkeit zum Humor und zum Konflikt, all dies sind nach Ansicht Hartkamps Eigenschaften, die in der Psychotherapie mit Männern als Stärken und Fähigkeiten positiv wertgeschätzt werden sollten.

Dietmar Fleischer berichtet anhand unterschiedlicher Formate aus seiner praktischen Männerarbeit in der Evangelischen Kirche im Rheinland.

Die folgenden beiden Beiträge erkunden gesellschaftliche Erscheinungsformen auf individueller Ebene.

Ein aktuelles Beispiel »toxischer« Männlichkeit in der Alltagskultur stellt *Rolf Pohl* in seinem Beitrag über die sogenannte »Pick-Up-Artist«-Szene vor. Hierbei geht es um eine sektenähnliche männliche Gemeinschaft, die propagiert, Frauen zielgerichtet durch Vortäuschung von Gefühlen zu manipulieren und sexuell zu verführen, um diese anschließend zu verlassen, zu ent-täuschen und zu demütigen. Der angstfreie heterosexuelle männliche Genuss ist nur durch aggressive Aneignung, Kontrolle und Entwertung des Weiblichen möglich, durch die die männlichen Abhängigkeitsängste gebannt werden sollen.

Für die Herstellung, Darstellung und soziale Interaktion von Männlichkeiten ist der eigene Körper eine wichtige Ressource. Ausgehend von den kulturell tradierten männlichen Körpermodifikationen Askese (wenig Muskeln) und Muskelaufbau (viel Muskeln) beschäftigt sich *Gunter Neubauer* mit den Körperbildern von Jungen und jungen Erwachsenen. Junge Männer bevorzugen zumindest laut aktueller Befragungen die Balance zwischen »nicht zu viel und nicht zu wenig«. Der Autor zeigt beispielhaft anhand eigener jugendpädagogischer Projekte, wie durch zielgerichtete Körper- und Muskelarbeit und deren Reflexion Jungen und Männer in ihrer männlichen Identität stabilisiert werden können.

Die drei abschließenden Beiträge beschäftigen sich mit sozial-psychologischen und soziologischen Zugängen zum Thema des Buches.

Rolf Frankenberger beleuchtet die Auswirkungen der Wandlung tradierter Wertvorstellungen und Herrschaftsmuster auch auf die Bilder von Männlichkeit aus politisch-ökonomischer Perspektive. Er beschreibt die Auflösung vermeintlicher Gewissheiten in pluralen Demokratien und globalen Ökonomien und den dadurch bedingten individuellen Kontrollverlust über die eigene Biografie im Hinblick auf die schwindende regulative Funktion von traditionellen Rollenbildern und eindeutigen Identitäten. Die im Gefolge dieser Modernisierungskrise entstehenden Ängste verortet er im Wesentlichen in der unteren männlichen Mittelschicht, die in besonderer Weise anfällig für autori-

täre, protektionistische oder (rechts-)populistische Programmatik und dichotom-exklusive Identitätsnarrative sei. Innerhalb dieses populistischen Diskurses erfolge dies sogar auf Kosten einer faktenbasierten Realitätswahrnehmung. Der Autor analysiert die dramaturgischen Kernelemente rechtspopulistischer Bewegungen, zu denen er auch die scheinbar autark handlungs- und durchsetzungsfähige (hegemoniale) Männlichkeit rechnet, und gibt abschließend einige Hinweise auf einen demokratisch-konstruktiven Umgang mit populistischen Bewegungen und den dahinter liegenden Anliegen.

Die Wiederauferstehung von politischen Führern, die dem Bild der archaischen Männlichkeit entsprechen, ist eines der aktuellen zentralen gesellschaftlichen Phänomene, mit denen sich die Beiträge dieses Buches beschäftigen. *Beate West-Leuer* findet dabei im Mythos des amerikanischen Adam (und in Herman Melvilles Roman »The confidence-man«) zentrale Motive, die den politischen Erfolg Donald Trumps verstehbar machen. Aufgabe einer solchen Führerfigur ist es, die Phantasie eines paradiesischen (also unschuldigen) Zustands der Geschichte zu schaffen, die alle Traumatisierungen und die damit verbundenen Schuldgefühle der eigenen Vergangenheit abwehrt. Als Adam ist er zudem der *erste* Mensch, der selbst ahistorisch die Geschichte(n) macht, insofern notwendigerweise schwindelt und lügt. Dagegen hilft nur – Freud paraphrasierend – unsere leise und beharrliche Stimme der Vernunft.

Heinz Bude fragt angesichts der »Irritation des Mannes in Zeiten von Posttraditionalismus, Postheroismus und Postmaterialismus«, ob das Geschlechterverhältnis unberührt bleiben kann von den heutigen verunsichernden globalen Großlagen. Er kritisiert die Tendenz zur Priorisierung der Selbstähnlichkeit gegenüber dem Fremdbegehren zwischen den Geschlechtern: »Die Formel des Augenblicks ist weder Freiheit noch Gleichheit, sondern Schutz und Sicherheit.« Dies gilt nach Bude auch für die Anerkennung der Differenz wie auch der gegenseitigen Schutzbedürftigkeit in der partnerschaftlichen Liebesbeziehung von Mann und Frau.

Wir danken den Autorinnen und Autoren dieses Bandes für ihre Beiträge.

Matthias Franz und André Karger

Hans-Geert Metzger

Konflikte der Väter zwischen Autorität und dem Wunsch nach Partnerschaft

Dimensionen der Vaterschaft

Vaterschaft ist ein weitläufiges und vielschichtiges Thema. Jeder Mensch hat einen Vater, wenn auch die jeweiligen Erfahrungen sehr unterschiedlich sein werden. Aber da der Vater gemeinsam mit der Mutter am Ursprung des Lebens steht, entsteht eine einzigartige Form der Verbindung, die sich lebenslang auswirken wird. Auch die eigene Elternschaft ist eine prägende Erfahrung. Denn bei jeder Frau und bei jedem Mann fließen, wenn sie an eine eigene Elternschaft denken, die Erfahrungen mit dem Vater ein. Diese generationale Verbindung ist auch dann nicht unterbrochen, wenn das Kind einen Vater hat, der auf eine sogenannte Samenspende reduziert wurde oder bei dem andere reproduktionsmedizinische Techniken beteiligt sind.

Natürlich ist der Vater nicht auf Biologie zu reduzieren. Er spielt eine ähnlich umfassende Rolle wie die Mutter. In der Vorstellung ist er immer vorhanden, und daher ist die väterliche Repräsentanz schon vom ersten Gedanken an beteiligt, wenn sich Frau und Mann mit dem Wunsch nach einer Schwangerschaft beschäftigen.

Einen Vater zu haben oder ein Vater zu sein – das ist eine basale Erfahrung, die die Einstellung zum Leben prägt. Zugleich aber gibt es eine *zweite* Bedeutungsebene für das Verständnis von Vaterschaft, die zwar mit der persönlichen Erfahrung korrespondiert, aber doch darüber hinausgeht. Denn über die subjektive Erfahrung hinaus ist der Vater tief in kulturellen und sozialen Vorstellungen repräsentiert. Diese Verbindung ist schon bei Sigmund Freud angelegt. Er analysierte die Phobie eines fünfjährigen Jungen und verstand sie als eine unbewusste Angst, die aus der Rivalität mit dem Vater resultierte (1909b). Und er legte mit »Totem und Tabu« (1912) einen tiefgründigen Entwurf zur gesellschaftlichen Bedeutung des Vaters

vor, den er in dem späten Text »Der Mann Moses und die monotheistische Religion« (1937) noch einmal in der symbolischen Funktion des väterlichen Elements in gesellschaftlichen Strukturen konkretisierte.

Vom Patriarchen zum »Samenspender« – und zurück?

Die sozialen und kulturellen Veränderungen im 20. Jahrhundert sind auch als eine Kritik am Patriarchat zu verstehen, das Jahrhunderte lang dominierte. Mit der Auflösung der Traditionen und der Kritik an begrenzenden Normen wird gerade auch das kulturell verankerte Verständnis von Väterlichkeit kritisiert.

An dieser Auflösung von Grenzen und Strukturen sind durchaus unterschiedliche gesellschaftliche Prozesse beteiligt. Insbesondere durch die Globalisierung, durch den weitgehend entfesselten Wirtschaftsliberalismus und durch die Infragestellung nationalstaatlicher Grenzen, aber auch durch die Ausdehnung geschlechtlicher Identitätskonzepte und deren Bedeutung für die Veränderung der Familie stellen sich neue Fragen nach der Notwendigkeit struktureller Ordnung, nach Begrenzung und nach der Dynamik von Wandlungsprozessen.

Was vor nicht allzu langer Zeit im Bereich der Ökonomie, der Nationalität oder der Sexualität noch klar war, ist zunehmend infrage gestellt worden. Im Bereich der Ökonomie hat die Globalisierung zur Auflösung einengender Grenzen im Warenverkehr geführt. Daraus resultieren Arbeitsprozesse, die zum Leitbild des flexiblen Menschen und zum Abbau des Sozialstaats geführt haben. Auch digitalisierte Daten sollen jederzeit und überall verfügbar sein. Diese Prozesse haben im Kontext des technologischen Fortschritts zu einer Ideologie einer möglichst unbegrenzten Verfügbarkeit geführt.

Mit diesen Prozessen verändert sich auch das Verständnis der Familie. Wer Identität für ein sinnvolles Konstrukt gehalten hat, kann schon bald als hoffnungslos veraltet gelten. Die Ideologie der unbegrenzten Verfügbarkeit findet sich in der Diskussion über sexuelle Identitäten und in der Reproduktionsmedizin wieder. Im Bereich der Sexualität erscheint das heterosexuelle Leitbild als zu normierend, um sexuelle Identitäten adäquat darzustellen. Durch

die Auflösung traditioneller Familien werden neue Formen der Freiheit erwartet. Durch die Entwicklung der Reproduktionsmedizin werden biologische Grenzen aufgelöst, und Kinder werden in neue familiäre Formen geboren.

Eingefrorene Eizellen, das von der Beziehung isolierte männliche Sperma, Leihmutterschaft und andere Verfahren führen dazu, dass am Anfang des Lebens die Medizintechnik steht statt einer intimen und libidinösen Beziehung. Reproduktionsmediziner sehen in der Regel nur das technisch Machbare und auch zunehmend ihre ökonomische Interessenlage. Gerade die Reproduktionsmedizin stellt ein prototypisches Beispiel für den technisch-manipulativen Umgang mit menschlicher Natur dar (vgl. Metzger, 2017).

Der Wunsch nach unbegrenzter Verfügbarkeit steht in unmittelbarem Zusammenhang mit dem gesellschaftlichen Credo der Selbstbestimmung. Selbstbestimmung wird mit einem Zuwachs an Freiheiten gleichgesetzt. Allerdings wird in diesem Zusammenhang oft nicht mehr zwischen einem demokratischen und einem narzisstischen Freiheitsbegriff unterschieden.

Demokratische Freiheit basiert auf Strukturen, die Willkür und Missbrauch einschränken sollen. Daher sollen Grenzen geachtet werden. Sie beachtet die Beziehung zum anderen. Entscheidungsprozesse sollen eher von Dialog- und Kompromissbereitschaft, vom Umgang mit Ambivalenzen geprägt sein.

Narzisstische Freiheit stellt eine Form der Selbstverfügung dar, die primär auf den eigenen Vorteil achtet, diesen zu einem Gesetz erhebt und damit auch die Interessen und Grenzen anderer Menschen missachten kann. Autokraten handeln nach der Maxime, dass sie sich nicht durch die Achtung anderer Menschen einschränken lassen wollen. Unter dem Anspruch auf persönliche Freiheit kann in offener oder versteckter Form Macht ausgeübt werden.

Der einseitige Wunsch nach Selbstbestimmung führt auch zu dem Ergebnis, dass Bindungsprozesse an Bedeutung verlieren und zunehmend als Behinderung angesehen werden. Abhängigkeit erscheint vielen Menschen nur als eine negative, also zu vermeidende Erfahrung. Bindung setzt Grenzen, ermöglicht dadurch aber auch eine intime, persönliche Beziehung. Sie schließt andere, insbesondere narzisstische Befriedigungen tendenziell aus. Begrenzung

und Bindung sind in der Moderne, in der Welt des flexiblen Menschen vielfach zu einem negativ besetzten Wert geworden. Dabei sind Bindungsprozesse eine Voraussetzung für den gesellschaftlichen und familiären Zusammenhalt. Bindung ist eine basale menschliche Erfahrung: Abhängigkeit ist in der frühen Kindheit existenziell und unvermeidlich, sie findet sich in abgeschwächter Form auch später wieder.

Abhängigkeit und Bindung sind Voraussetzungen, um eine Beziehung, eben auch eine Vaterschaft einzugehen. Die Veränderung der Väterlichkeit befindet sich in einem Spannungsfeld zwischen Bindung und Vermeidung, zwischen Verantwortlichkeit und Selbstbezogenheit, also durchaus in der Verklammerung sozialer und psychischer Prozesse. Dabei ist in Bezug auf männliche Identität und Vaterschaft insbesondere der Umgang mit Aggressivität und die Integration von Omnipotenzphantasien von Bedeutung.

Das über viele Jahrhunderte gültige Bild des patriarchalen Vaters ist mittlerweile partnerschaftlichen Vorstellungen gewichen. Besonders die Gewalterfahrungen im 20. Jahrhundert haben zur Erschütterung des Patriarchats geführt. Viele Autoren sehen bereits in der Katastrophe des Ersten Weltkriegs die entscheidende Abkehr von der Zuversicht, dass das Patriarchat in der Lage sein könnte, eine humane und friedliche Welt zu schaffen (vgl. Verhaeghe, 2015).

Es gibt eine grundsätzliche Skepsis, ob Männer überhaupt in der Lage zu einer selbstreflexiven, libidinös bezogenen Haltung sind. Diese Skepsis bezieht sich auf das Festhalten am phallischen Narzissmus als Abwehr der Erfahrung früher Verletzlichkeit und Abhängigkeit. In diesem Kontext wird die historische Erfahrung der Destruktivität des Patriarchats angeführt. Die innere Bindung an den Führer, an die Phallizität und die damit verbundenen Allmachtsvorstellungen führten unvermeidlich in die Destruktion. »Eine starke Vaterfigur und das Patriarchat sind nicht die Lösung, sondern vielmehr das Problem. [...] Das Desaster des Ersten Weltkriegs und die darauffolgenden Jahre zeugen von der Gewalt, die dem Patriarchat inhärent ist« (Verhaeghe, 2015, S. 44 f.).

Männer seien weder in der Lage, ihre Vollkommenheitsansprüche zu erfüllen, noch können sie sich ihr Scheitern eingestehen, weder in der Vaterschaft noch in der Politik, fährt Verhaeghe fort. Können

Männer Angst und Unsicherheit überhaupt ertragen? Eine typische Reaktion auf den Zusammenbruch der Allmacht ist die Suche nach einem narzisstischen Ersatz durch einen neuen imaginären Urvater, um die narzisstische Allmacht wiederherzustellen. Eine seltenere Reaktion bestehe darin, die Begrenzung »als gemeinsamen Nenner menschlichen Daseins anzuerkennen« (Verhaeghe, 2015, S. 59).

Die Skepsis gegenüber den Wandlungsprozessen scheint sich gerade zu bestätigen. Die Gegenbewegung zur Auflösung von Traditionen, das Wiedererstarken restaurativer Kräfte hat in ihrem Ausmaß doch überrascht. Ein scheinbar überholtes Männerbild wird erneut zur positiven Leitfigur erhoben. Die Sehnsucht nach Führung dominiert. Die brutale politische Unterdrückung emanzipativer Bewegungen, eine religiös begründete, archaisch gewalttätige Männlichkeit und willkürlich agierende Herrscher, die von einem ausgeprägten destruktiven Narzissmus gekennzeichnet sind, finden viele Anhänger.

Das Bedürfnis nach dem Festhalten an traditionellen Identitäten wird in einigen gesellschaftlichen Gruppen von einer erheblichen Aggressivität begleitet. So gibt es viele Männer, die mit der Unübersichtlichkeit der Moderne nicht zurechtkommen. Einige suchen ihr labiles Identitätsgefühl durch eine betont phallisch-narzisstische Haltung zu stabilisieren und bevorzugen einfache Ordnungssysteme, die das Fremde und die Fremden als Bedrohung der eigenen Identität erleben. Die Ich-Stabilität versucht man dann durch aggressiv aufgeladene Abgrenzungen abzusichern.

Schon die Attacken im Internet zeigen eine weitgehend unsublimierte Aggressivität, mit der Andersdenkende oft verbal vernichtet werden sollen. Besonders deutlich wird die Aggressivierung in politischen Systemen, die die Unterwerfung unter den Autoritarismus gewaltsam durchsetzen und die sich gegen die Ausdehnung des globalisierten Kapitalismus wehren. Diese Systeme gehen kalkulierte militärische Konflikte ein oder sie haben die terroristische Bekämpfung der westlichen Demokratien zum Ziel. Ihre Ideologien machen eine archaische Männlichkeit, die uneingeschränkte Herrschaft über Leben und Tod, zu ihrem Prinzip.

Weder das trotziges Beharren auf rechtspopulistischen Lösungen und noch die gendertheoretische Infragestellung der Bedeutung der

Vaterschaft überhaupt führt zu einer Lösung. Das gegenwärtige Spektrum der Vaterschaft reicht von der Herrschaft des Patriarchen bis zur Reduktion auf das Sperma. Aber sowohl die Idealisierung des Patriarchen wie auch eine negative Fixierung auf den Vater greifen zu kurz. Denn sie berücksichtigen nicht die Bedürfnisse von Kindern, die sich in einem Entwicklungsprozess befinden und die dabei auf die Bereitschaft ihrer Eltern angewiesen sind, mit ihnen eine verbindliche und zugleich offene Beziehung einzugehen.

Die Erfahrung der Vaterschaft

Die Spannung um die gesellschaftliche Bedeutung der Vaterschaft wirkt natürlich auch auf die konkreten Väter zurück. Wie gehen die Väter mit ihrer Rolle um? Es gibt nicht mehr *den* Vater. Es gibt Männer, die ihre Rolle als Vater höchst unterschiedlich interpretieren. Zwar steht der Vater traditionell für Struktur und für Regeln. Aber es wäre verkürzt, ihn lediglich auf eine repressive Form der Machtausübung reduzieren zu wollen.

Der britische Bluesgitarrist Eric Clapton wurde 1945 geboren. Sein Vater war ein kanadischer Soldat, der während des Krieges in England stationiert war. Die Mutter war eine 15-jährige Engländerin. Clapton lernte seinen Vater nie kennen. Er wuchs in der Familie der Mutter auf und dachte eine Zeitlang, seine Großeltern seien seine Eltern. Zugleich spürte er schon früh, dass es ein Geheimnis um ihn gab. Er wurde ein gehemmter, unsicherer Jugendlicher, der erst in der Musik eine Heimat fand.

Auch wenn Clapton als Gitarrist schnell Erfolg hatte, blieb seine Unsicherheit doch spürbar. Besonders belastend aber war eine schwere Alkohol- und Drogensucht, an der Clapton erkrankte. Die Sucht wird mit dem Tod zweier Freunde und der unerwiderten Liebe zu einer Frau in Verbindung gebracht. Diese Verluste konnte das vaterlos aufgewachsene Kind nicht mehr mit der Musik kompensieren. Über viele Jahre war Clapton haltlos dem Alkohol und den Drogen ausgeliefert, mit denen er vor seiner Einsamkeit und seiner Hilflosigkeit zu fliehen suchte.

Erst die Geburt seines ersten Sohnes und die dadurch geweckte Erinnerung an seine eigene, vaterlose Kindheit gaben ihm die Kraft, die Sucht aufzugeben.

»So langsam wurde mir bewusst, dass ich jetzt Vater war und allmählich mal erwachsen werden sollte [...] dieses winzige, so ungeheuer verletzte Kind machte mir plötzlich klar, dass ich endlich aufhören musste, dauernd nur Mist zu bauen« (Clapton, 2012, S. 239 f.). Clapton musste immer wieder an seinen Sohn denken und an die »entsetzliche Möglichkeit, dass alles sich wahrscheinlich wiederholen würde, wenn ich es diesmal nicht hinbekam. Die Vorstellung, dass er selbst das alles einmal durchmachen müsste, war am Ende das Entscheidende. Ich musste die Kette zerreißen, ich musste ihm geben, was ich selbst nie wirklich gehabt hatte – einen Vater« (S. 242).

Die Biografie Eric Claptons ist ein Beispiel für einen vaterlos aufgewachsenen Jungen. Sie zeigt die Unsicherheit, die fehlende innere Struktur haltgebender Autorität, an der vaterlos aufgewachsene Kinder oft leiden. Nun könnte man einwenden, dass uneheliche Kinder heute nicht mehr so stigmatisiert werden wie vor siebzig Jahren. Sicher ist die soziale Akzeptanz größer geworden. Trotzdem bleibt festzuhalten, dass viele Kinder alleinerziehender Mütter vaterlos aufwachsen und darauf angewiesen sind, dass der innere Vater der Mutter, deren internalisiertes Männerbild, es erlaubt, ein ausreichend gutes Vaterbild zu entwickeln. Auch fällt in vielen Fallbeispielen auf, dass es Eltern schwerfällt, ihren Kindern eine plausible Geschichte ihrer Zeugung zu erzählen, wenn dieser Prozess für sie selbst mit einem Geheimnis umgeben ist. Es sind eben nicht nur die sozialen Normen, die stigmatisieren können. Es sind auch die Scham- und Schuldgefühle der Eltern, die dazu führen, dass gescheiterte frühere Beziehungen vor den Kindern verschwiegen werden sollen.

Aus der psychoanalytischen Erfahrung mit gescheiterten Vaterschaften erschließt sich unmittelbar, wie wichtig eine ausreichend gute Bevaterung für die Entwicklung des Kindes ist. Aber trotz dieser Erkenntnis ist Vaterschaft keine selbstverständliche Erfahrung mehr.

Es finden sich höchst unterschiedliche Vorstellungen. Auf der einen Seite des Spektrums steht der engagierte Vater, auf der anderen Seite verleugnen Väter ihre Bedeutung für die Entwicklung ihrer Kinder, indem sie eine übergroße Distanz halten. Dazwischen gibt es eine Vielzahl von unterschiedlichen Lösungen, die relativ unverbunden nebeneinanderstehen.

Dabei lässt sich die Bedeutung des Vaters mittlerweile differenziert beschreiben. Der Vater ist nicht mehr nur der Mann, der autoritär Grenzen setzt und ansonsten dem Kind fremd bleibt. Die dichotome Zuordnung der Aufgaben von Vater und Mutter löst sich zunehmend auf. Der Vater kann im Leben seines Kindes verschiedene Bedeutungen annehmen, die von *Komplexität* und *Flexibilität* gekennzeichnet sind.

Das Kind trifft den Vater zunächst in dem internalisierten Vaterbild der Mutter. Aber schon während der Schwangerschaft ist es das Paar, das den Schritt zur Elternschaft gemeinsam vorbereiten kann. Aus den inneren Bildern der Eltern und aus den Erfahrungen mit der Schwangerschaft entwickeln sich erste Vorstellungen. Während der Schwangerschaft und nach der Geburt stellt der Vater einen Rückhalt für die Mutter dar, indem er Schutz und Sicherheit vermittelt. Etwa ab dem dritten Lebensmonat wird er vom Baby als eigenständige Person erkannt. Er kann im Austausch mit der Mutter eine intensive Beziehung zu seinem Kind entwickeln. Auf der Basis der väterlichen Anerkennung und der narzisstischen Bestätigung entwickelt sich eine frühe Beziehung, die durch emotionale Zuwendung und Versorgung gekennzeichnet ist.

Am Ende seines Lebens kam Freud (1937) zu dem auch heute noch gern verwendeten Bild des Vaters, der als ein hinzukommender Dritter die frühe, körperlich bezogene Verbindung zwischen Mutter und Kind zur Kultur hin öffnet, indem er durch die Sprache ein trennendes Element einführt und damit die Mutter-Kind-Dyade triangulär erweitert. Freuds Text irritiert zunächst, weil er eine dichotome Aufteilung vornimmt, in der die körperliche Bindung einseitig der Mutter zugeschrieben wird, während der Vater für die Vermittlung der Kultur, der Einführung von Strukturen und Grenzen steht. Löst man den Text aus dieser strikten Aufteilung und sieht die weiten Bereiche, in denen sich Mutter und Vater ergänzen und abwechseln können, so lockert sich diese Zuweisung auf und kann zugleich doch als die entwicklungsfördernde Grundfigur der Triangulierung erhalten bleiben. Innerhalb dieses Dreiecks können sich die Eltern in der frühen Versorgung flexibel abstimmen, wenn auch die Mutter durch die Verbindung in der Schwangerschaft und durch das Stillen eine besondere Qualität behält.

Mit dem Vater kann sich ein Kontakt entfalten, der der Beziehung zur Mutter ähnlich, ihr aber nicht gleich ist. Er kann eine große Nähe zu seinem Kind einnehmen, aber es ist eine andere Nähe als die zur Mutter. Trotz aller gendertheoretischen Vorstellungen, der Körper sei sozial konstruierbar, bleibt es dabei, dass der Vater einen männlichen Körper hat, was das Kind auch durchaus wahrnimmt. In der Regel spielt er aktiver und risikoreicher. Er kann nicht die unabgegrenzte mütterliche Nähe eingehen, die sich in der Schwangerschaft und während des Stillens entwickelt hat. Ein Abstand bleibt. Der Vater kann nicht Mutter sein und umgekehrt. Aber Vater und Mutter können beidseitig väterliche und mütterliche Erfahrungen vermitteln.

Schon in der frühen, im Erleben des Kindes vorwiegend dyadisch geprägten Beziehung kommt es zu einer ersten Trennungserfahrung, die der Junge ausgeprägter erlebt als das Mädchen. Denn der Junge muss im Verlauf der frühen Entwicklung realisieren, dass er die erste körperliche Verbundenheit zur Mutter nicht aufrechterhalten kann. Die Mutter hat einen anderen Körper. Der Junge muss seinen Körper, sein Geschlecht in der Differenz zur Mutter kennenlernen und besetzen. Bei diesem Prozess kann der Vater sehr hilfreich sein, indem er dem Jungen eine erste männliche Identität im Einklang mit dem Körper vermittelt.

Manche Autoren verstehen diese erste Trennungserfahrung als eine Krise im entwicklungspsychologischen Prozess (vgl. Metzger, 2013), während Diamond (2017), darüber hinausgehend, von einer uranfänglichen Verletzlichkeit des Jungen ausgeht, die hier entsteht und lebenslang erhalten bleibt. Nach Freuds Konzentration auf die ödipale Szene hatte die Psychoanalyse lange Zeit vorrangig die Bedeutung der frühen Mutter-Kind-Beziehung analysiert, bis nun auch die Bedeutung des frühen Vaters erkannt wurde. Ernst Abelin (1971), ein Mitarbeiter Margaret Mahlers im Projekt zur »psychischen Geburt des Menschen« (Mahler, Pine u. Bergmann, 1980), erschloss mit dem Begriff der frühen Triangulierung einen präödipalen Zugang zur Bedeutung des Vaters, der mittlerweile in der Psychoanalyse zunehmend konzeptualisiert worden ist (z. B. von Diamond, 2017; Korff-Sausse, 2017; Aigner, 2013; Hopf, 2014; Dammasch, 2008 und von anderen, im Text erwähnten Autoren).

Für die Tochter bedeutet der Vater die erste Erfahrung mit der Differenz, mit dem aufregend fremden Dritten, der ebenfalls den Weg aus dem mütterlichen Universum unterstützen kann. Die erste, frühe trianguläre Krise ermöglicht einen anderen Blick auf die Mutter und kann die erste, weitgehend dyadische Beziehung ablösen. Die frühen dyadischen Omnipotenzphantasien werden durch die trianguläre Realität begrenzt.

Auf der Grundlage der frühen Triangulierung entwickelt sich im weiteren Verlauf mit dem Vater eine Dynamik zwischen *bezogener Nähe* und *fordernder Distanz* (vgl. Blaß, 2011). In der Dynamik zwischen Nähe und Distanz kann er ein libidinös aufregendes Spiel eingehen. Aber er sollte zugleich Regeln und Grenzen für diesen Kontakt schaffen.

Eine partnerschaftliche Nähe zum Kind reicht allein nicht aus. Diese Entwicklung mündet in der ödipalen Situation, in der der Vater die inzestuöse Grenze vertritt und dadurch zugleich den schon präödiपाल angelegten Weg in die Triangulierung, in die Welt des symbolischen Raums und der Denkprozesse fördert. Das Gefühl der Vertrautheit wird durch die Grenzsetzung unterbrochen. Die Beziehung zu Kindern wird von der Liebe getragen und führt zugleich zum Paradox der Verneinung, zur Forderung nach notwendigen Begrenzungen und nach der Beachtung von Regeln.

Aus dieser Struktur entwickelt sich eine lebenslang tragende Beziehung, die für den Vater wie für das Kind gleichermaßen wichtig ist. Für das Kind wird er zu einer zweiten Bezugsperson, die sich von der Mutter unterscheidet und die es dem Kind ermöglicht, seine Vorstellungen von der Paarbeziehung der Eltern in eine trianguläre Struktur zu überführen.

Der Vater kann seinerseits in der Beziehung zu seinem Kind persönlich bereichernde Erfahrungen machen, die für ihn in dieser Form in keiner anderen sozialen oder beruflichen Situation möglich sein werden.

Destruktive und sublimierte Aggression

Ich möchte nun auf zwei Bereiche eingehen, die unmittelbar miteinander in Verbindung stehen und die im väterlichen Umgang

mittlerweile kritisch gesehen werden: die Aggression und die Autorität.

Neben der selbstbewussten und flexiblen Gestaltung der Vaterschaft gibt es auch schlechte Erfahrungen. Die Männer haben sich die Veränderungsprozesse der letzten Jahrzehnte nicht freiwillig ausgesucht. Sie wurden wegen ihrer Macht und Vorherrschaft von den Frauen kritisiert und sie haben ihre patriarchale Dominanz verloren. Diese Entwicklung haben die meisten Männer nicht aktiv vorangetrieben, sondern eher passiv nachvollzogen. Auf diese Veränderung reagieren viele Männer nach wie vor eher *defensiv*. Sie lassen sich oft von Frauen sagen, wie sie sich verändern sollen. Eine selbstbewusste, aktive Gestaltung der Männlichkeit fällt oft schwer.

Diese Haltung hängt meiner Meinung nach mit einer Unsicherheit über die Bedeutung und Akzeptanz der eigenen Aggression zusammen. Männliche Aggression hat eine gesellschaftliche Umwertung erfahren. Sie wird meist negativ bewertet. Männer werden schnell mit Machtmissbrauch und Gewalt in Verbindung gebracht.

Aber Aggression ist ursprünglich nicht destruktiv und nicht verletzend. Aggression stellt ein aktives Zugehen auf den anderen dar, wenn sie in eine libidinöse Beziehung eingebunden ist. Eine sublimierte Aggression kann z. B. in eine Initiative münden, die Beziehungen gestaltet. Babys haben bereits wenige Wochen nach der Geburt einen starken inneren Drang, die Welt zu erkunden und zugleich ihr frühes Selbst gegenüber der Umwelt zu behaupten. »Es gibt eine angeborene Tendenz nichtdestruktiver Aggression, die Durchsetzungsfähigkeit und Autonomie fördert« (Hopf, 2014, S. 287 f.).

Die Erfahrungen in den frühen Beziehungen des Kindes stellen eine wesentliche Grundlage für die Formung der Aggressivität dar. Ein aggressives Potenzial ist immer vorhanden. Es lässt sich auch nicht durch gut gemeinte pädagogische Interventionen beseitigen. Es ist in der frühkindlichen Entwicklung angelegt, und es ist entscheidend für den weiteren Entwicklungsprozess, ob und in welcher Form es symbolisiert und sublimiert, also sozialisiert werden kann. Dazu sind Begrenzungen und Strukturierung notwendig, die üblicherweise dem Vater zugeschrieben werden, die aber auch von den Eltern gemeinsam vermittelt werden können.